

Eine Frage der Haltung!

Ethik zwischen Neurowissenschaften und Philosophie

Die Philosophie gilt als „Mutter der Wissenschaften“. Aus den philosophischen Grundfragen nach der Natur, der Seele oder dem Geist haben sich im Laufe der letzten Jahrhunderte die sogenannten „Einzelwissenschaften“ wie Physik, Biologie, Psychologie oder – ganz modern – die Kognitions- und Neurowissenschaften entwickelt.

Das Verhältnis zwischen den Naturwissenschaften und der Philosophie ist in der Regel von gegenseitiger Gleichgültigkeit geprägt: Als empirische Wissenschaften, das heißt als Wissenschaften, die sich auf messbare Tatsachen berufen, haben sich die Einzelwissenschaften von der Philosophie weitgehend emanzipiert und distanziert. Zu „philosophieren“ beginnt man in den „Tatsachwissenschaften“ in der Regel nur dann, wenn im eigenen Fachgebiet (wieder) Grundfragen zur Disposition stehen. Der Einbruch der Quantenmechanik in die klassische Physik ist so ein Beispiel. Objektiv messbare Tatsachen ließen sich plötzlich nicht mehr mit den klassischen Erklärungsmustern deuten und verstehen, was Albert Einstein zu der unphysikalischen Feststellung „Gott würfeln nicht“ veranlasste. Umgekehrt sind viele Philosophen der Auffassung, dass empirisches Wissen für philosophische Fragestellungen nicht unmittelbar relevant ist. Weite Teile der Philosophie haben solches Wissen lange Zeit geradezu ignoriert (Metzinger 2010, Seite 14).

Seit kürzerer Zeit findet jedoch ein Umbruch statt: Gerade die Kognitions- und Neurowissenschaften sind eine sehr interdisziplinäre Veranstaltung. Neben Medizin, Psychologie und Biologie sind auch Mathematik, Physik, Informatik und die „Philosophie des Geistes“

in den Erkenntnisprozess involviert (letztere vor allem dort, wo es um die begriffliche Klärung und/oder Präzisierung von Grundbegriffen wie etwa „Geist“ oder „Bewusstsein“ geht).

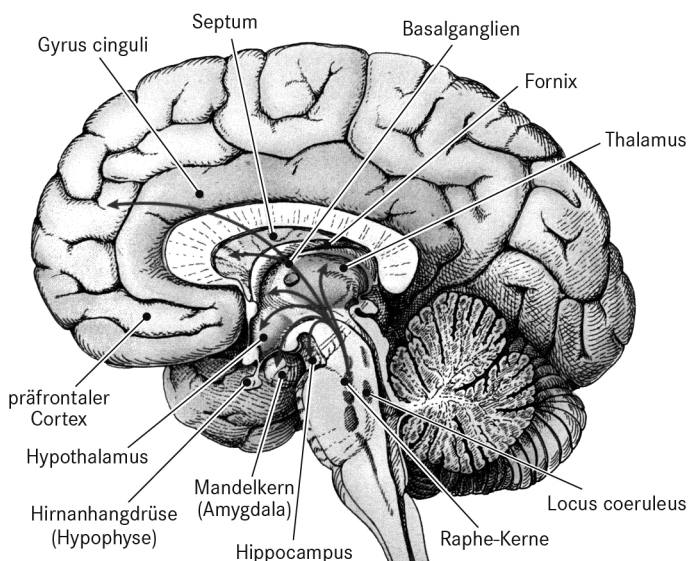
Wie fruchtbar – für beide Seiten – eine solche Zusammenarbeit sein kann, zeigt eine Auseinandersetzung mit dem Thema „Haltungen“. Hintergrund ist die sogenannte „Diskrepanz zwischen Einstellung und Verhalten“, die der philosophischen Ethik schon lange zu schaffen macht und zu deren Überwindung neuere Erkenntnisse der Neurobiologie beitragen können. Es geht in diesem Fall also um eine empirisch informierte Ethik.

Keine Ethiktheorie ist perfekt!

Zwischen Einstellung und Verhalten

Die Grundfrage der modernen Ethik lautet: Welche subjektiven Ansprüche oder Überzeugungen sind so geartet, dass eine Verpflichtung besteht, ihnen intersubjektive Anerkennung zukommen zu lassen (Düwell 1999)? Man kann Ethik aber auch als das „Geschäft rationaler Analyse und Kritik anhand von Kriterien“ verstehen, welche „die Verallgemeinerbarkeit von normativen (hier: wertenden) Urteilen sichern sollen“ (C. F. Gethmann). In beiden Herangehensweisen geht es um die Forderung der Begründbarkeit wertender Urteile, und diese Forderung soll im Geiste wissenschaftlicher Rationalität eingelöst werden: Sie soll zu intersubjektiv nachvollziehbaren, verallgemeinerbaren Urteilen führen, wobei Allgemeingültigkeit zweierlei bedeutet: Erstens, dass verpflichtende Normen für „alle Personen und alle Situationen eines bestimmten allgemeinen Typs“ gelten, „nicht nur für irgendwelche bestimmte Individuen, bestimmte Situationen, bestimmte Regionen oder Zeiträume“ (Birnbacher 1980, Seite 113). Und zweitens, dass sie „im Prinzip gegenüber jedermann rational gerechtfertigt und gegenüber jedem, der ihre Geltung bezweifelt, einsichtig begründet“ werden können. Im Idealfall führen solche Überlegungen zu einem komplexen gedanklichen System mit mehreren Ebenen und Untergliederungen, von dem man sagen kann: „Wer jede Ebene mitsamt ihren Untergliederungen auf eine begründete Weise inhaltlich bestimmen und konsistent aufeinander beziehen kann, der verfügt über eine ethische Theorie.“ (Ott 2001, Seite 28)

Nun ist spätestens seit Arthur Schopenhauer bekannt, wie schwer es ist, Moral zu begründen.¹ Tatsächlich versucht man seit der Aufklärung konsistente,



systematisch-rational gegliederte „Moralsysteme“ – Ethen eben – zu entwickeln, wobei man am Ende feststellen muss: „Keine Ethiktheorie ist perfekt.“ (Ott 2001, Seite 194) Und: Selbst wenn „alle Begründungsprobleme gelöst“ wären – was sie nach diesem Befund ja nicht

Damit Argumente Handlungsänderungen bewirken, müssen sie nicht nur geistig, sondern auch emotional überzeugen.

sind –, „blieben genügend Motivationsprobleme übrig“ (Ott 2001, Seite 35). Man kann es auch ganz praktisch formulieren: Nur selten erweisen sich die im Zuge der Moralbegründungsversuche gegebenen Antworten als „derart zwingend, dass sie auch jene Menschen, die keine Moralphilosophinnen und -philosophen sind, im Konfliktfall zu moralischem Wohlverhalten veranlassen würden“ (Pollmann 2014). Und (wie man wohl ergänzen muss): oft noch nicht einmal die jeweiligen Moralphilosophinnen und -philosophen selbst. Traurige Berühmtheit erlangte diesbezüglich Max Scheler, der Begründer einer Wertethik. Angesprochen auf die Widersprüche zwischen den in seinen Werken verkündeten ethischen Maßstäben und seiner kaum vorbildlich zu nennenden Lebensführung soll er geantwortet haben: „Von einem Wegweiser erwartet man schließlich auch nicht, dass er den angezeigten Weg geht.“

Wozu aber soll eine Ethik, die nicht zu „taterzeugendem Wissen“ (J. G. Fichte) führt, nützlich sein? Was soll ein akademisches Großunternehmen, das in-

zwischen laut Auskunft des *Web of Science* jährlich tausende von Publikationen hervorbringt, die selbst für Fachleute nicht mehr zu überblicken sind? Ethik boomt wie kaum ein anderes Fach, weil es sich einem gesellschaftlichen „Bedarf“, einer „Nachfrage“ nach Ethik gegenüber sieht und darauf mit dem Versprechen einer „Expertendisziplin“ reagiert (Fischer 2010).

Wie man aus der empirischen Moralforschung weiß, ist das moralphilosophische Denken in Normen und Regeln, Prinzipien und Begründungsfiguren im Hinblick auf moralisches Handeln ineffizient, weil es nur kognitive Einstellungen zu generieren vermag, deren Bezug zum faktischen Verhalten verschwindend gering ist. In der Fülle alltäglich notwendiger Handlungen und der gebotenen Geschwindigkeit der Entscheidungsfindung ist es unmöglich, alle Handlungen jederzeit daraufhin zu überprüfen, auf welchen Normen, Regeln und Prinzipien diese jeweils beruhen. Darüber hinaus führt das Ethos distanziert-rationaler ethischer Reflexion zu einer „desengagierten Ethik“ (Fischer 2012). Was das Verhalten bestimmt, sind entsprechend weniger abstrakte Normen, als vielmehr die *Haltungen* und inneren Einstellungen, die eine Person entwickelt hat. Diese sind nie nur rein rational, sondern immer ein unauflösliches Konglomerat aus Kognition und Emotion, das heißt ein Gemisch aus rationaler Überlegung und „irrationalem“ Gefühl. Das macht sie so stabil – und: verhaltenswirksam. Erst da, wo wir (auch) „emotional engagiert“ sind, werden wir aktiv, werden wir *selbst* aktiv. Es ist eine Sache, im *geschützten, distanzierten* Raum der Politik oder des phi-



Jürgen Große

Der beglückte Mann

Posterotische Meditationen

„Allein die nüchterne Zuneigung zählt. Und da es keine nüchterne Zuneigung gibt: die Zuneigung zwischen Ernüchterten.“

Das erotische Glück ist in der Moderne zu einem ungeheuren Versprechen geworden. Jürgen Große erforscht es mit seinen Posterotischen Meditationen aus sicherem Abstand. Ein Sentenzenbuch von klassisch klarer Gedankenführung, ein Genuss für alle Liebhaber aphoristischer Sprachkunst.

122 Seiten, gebunden,
ISBN 978-3-933722-45-4

www.verlag-derblauereiter.de

